

Im Museum der Volkskunde

Randbemerkungen zum Paradigmenwechsel des Faches

Die folgenden Ausführungen sind als Beitrag zu einer Standortbestimmung der Volkskunde bzw. der Europäischen Ethnologie gedacht.¹ Ihren Ausgang nehmen sie von der Beobachtung, dass nunmehr, nach einem halben Jahrhundert innerfachlicher Kritik am sogenannten Kanon der Volkskunde – der in seiner Gesamtheit stets stellvertretend für eine inhaltliche Definition gestanden ist –, die Abkehr davon in ganzer Konsequenz vollzogen ist. Ein Blick in die rezente Publikationslandschaft des Faches zeigt ganz deutlich: Die alphabetische Auflistung von Brauchforschung bis Volksfrömmigkeit ist endgültig passé. Was lange Zeit theoretisch gefordert und dann zum Common Sense des Faches geworden ist, ist mittlerweile auch in der praktischen Arbeit umgesetzt. Von außen besehen sind es die empirischen Methoden, die seine Identität ausmachen. Als Leser von Aufsätzen, als Teilnehmer von Tagungen habe ich schon wiederholt festgestellt, dass ich ohne Vorwissen über Autorin oder Vortragenden mühelos eine Zuordnung zur Europäischen Ethnologie resp. Empirischen Kulturwissenschaft vornehmen habe können. Nach meinem Dafürhalten sind es die Mikrostudien, basierend auf empirischen Methoden, die charakteristisch für das Fach geworden sind. Anderes

- 1 Meine persönliche Standortbestimmung fällt hybrid aus: Einerseits bin ich Teil des Faches und derzeit auch Mitglied des Vorstands seiner Landesvertretung, der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde; andererseits habe ich schon sehr lange keinen unmittelbaren Anteil am innerfachlichen Diskurs mehr. Ich nehme diesen nur am Rande wahr und weiß beispielsweise wenig darüber, wie sich das Fach über die Wahl seiner Methoden hinaus derzeit definiert. In diesem Sinne ist der Begriff „Randbemerkungen“ im Titel auch hinsichtlich meiner eigenen Position zu verstehen.

methodisches Instrumentarium ist demgegenüber im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zurückgetreten.

Weitgehend ungeklärt scheint mir aber zu sein, wie unter solchen Auspizien mit der dinggewordenen Praxis – den Sammlungen und Museen zumal, die in mittlerweile über einhundertjähriger Arbeit gewachsen sind – umgegangen wird. Innerfachliche Einigkeit herrscht darüber, dass sie neu befragt werden sollen – zunächst auf ihre Provenienz und dahinterstehende Sammlungsintention hin und dann aber auch mit Blick auf ihre sozialhistorische Einordnung und, sofern irgend möglich, Nutzungsgeschichte. Was die Provenienzforschung betrifft, so sind in den vergangenen Jahren große Anstrengungen unternommen und Fortschritte erzielt worden. Ausgangspunkt dafür waren einerseits die intensive Beschäftigung mit der eigenen Fachgeschichte besonders seit den 1990er Jahren² und andererseits die Arbeit der sogenannten Historikerkommission, die, eingesetzt aufgrund des Bundesgesetzes über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus Österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen³, das umfassendste historische Forschungsprojekt der vergangenen Jahrzehnte in Österreich durchgeführt hat. Durch solche Vorarbeiten sensibilisiert, untersucht beispielsweise auch das Volkskundemuseum Wien seit 2015 die Unterlagen zur Provenienz seiner Bestände nach jenen Regeln, die für die Österreichischen Bundesmuseen gelten.⁴ Weit schwieriger, weil methodisch schwerer fassbar, erweist sich in der Praxis die Erschließung des sozialhistorischen Kontextes des

- 2 Stellvertretend für die große Zahl an fachgeschichtlichen Arbeiten: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Wien, Köln, Weimar 1994.
- 3 BGBl. I Nr. 181/1998.
- 4 Vgl. Volkskundemuseum – Provenienzforschung und Restitution (Zugriff: 4.1.2022). Zur diesbezüglichen historischen Rolle des Museums vgl. u. a. Birgit Johler: *Behagen in der Kultur. Museologische Praktiken des Museums für Volkskunde im Wien der 1930er-Jahre.* In: Reinhard Johler, Christian Marchetti, Bernhard Tschofen, Carmen Weith (Hg.): *Kultur_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen.* 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen, 21. bis 24. September 2011. Münster 2013, S. 131–141 u. Magdalena Puchberger: „Erlebnis-Sphäre“ Volkskunde. Das Museum für Volkskunde in Wien als Ort der ideologischen Praxis. In: Ebd., S. 142–151.

Sammlungsgutes. Dies nicht zuletzt deswegen, weil diese Sammlungen eben entlang des mittlerweile abgelegten Kanons zustande gekommen sind und obendrein die interpretatorischen Intentionen zum Zeitpunkt ihrer Erwerbung gänzlich andere gewesen sind, als sie dies heute sind. So reicht es daher selten über die Neuinterpretation markanter Einzelstücke hinaus, die dann auch ausgestellt werden. In ihrer Gesamtheit geraten die Sammlungen insofern zunehmend zur Last, als immer weniger davon auch ausgestellt wird. Auch der tatsächliche Dingegebrauch – die einstige konkrete Verwendung eines vor langer Zeit in die Sammlungen aufgenommenen Arbeitsgerätes etwa – tritt sukzessive zurück.

Wer ist da eigentlich auf welcher Grundlage am Werk?

Es handelt sich hier wie gesagt um eine Beobachtung – eine subjektive Wahrnehmung, die methodisch nicht abgesichert ist und insofern analytisch auf fragilen Beinen steht. Diesen Weg einmal eingeschlagen, wage ich mich auf ihm weiter fort und schließe eine zweite Beobachtung aus anderer Perspektive an:

Es ist schwer, der Frage nachzuspüren, in welchen Tätigkeitsfeldern Absolventinnen und Absolventen des Faches Europäische Ethnologie bzw. Empirische Kulturwissenschaft in weiterer Folge aktiv sind. Zunächst verstehen sich die Universitätsinstitute explizit nicht als Berufsausbildungsstätten, sodass aufgrund der Lehrpläne auch keine diesbezügliche Zielrichtung vorgegeben ist. Zusammengekommen müssten sich aktiv tätige Fachvertreterinnen und -vertreter in der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde (ÖGEKW) wiederfinden; das jedenfalls ist ihre statutengemäße Widmung.⁵ Obwohl im Mitgliederverzeichnis gewöhnlich die Berufsadressen angegeben sind, ist es aber keine verlässliche Quelle für eine berufliche Standortbestimmung des Faches.

5 Konkret versteht sich die Gesellschaft als Vertretung all jener, „die das Studium der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde oder eines verwandten Faches erfolgreich abgeschlossen haben und auf diesem Gebiet beruflich und/oder wissenschaftlich tätig sind.“ Statuten der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, § 4 Mitgliedschaft.

In der Praxis herrscht nämlich eine große berufliche Mobilität, die nicht mittels Einordnung in bestimmte Berufssparten eingefangen werden kann.

In den vergangenen Jahren sind seitens der ÖGEKW verschiedentlich Versuche unternommen worden, das eigene Tun zu reflektieren. Noch als „Österreichischer Fachverband für Volkskunde“ hat sie 2017 mit einer Mitgliederbefragung im Gefolge einer Auseinandersetzung über den Begriff „Volkskunde“ im eigenen Namen ihren selbstgestellten Aufgaben nachgespürt und das Verhältnis zum Verein für Volkskunde in Wien ausgelotet. Aufgrund der intern unklar gewordenen Orientierung ist damals eine Eingliederung des Fachverbands in den Verein für Volkskunde manchen Fachvertreterinnen und -vertretern als brauchbare Option erschienen. 2019 ist dann überhaupt erstmals die Initiative dazu ergriffen worden, die eigene Institutionsgeschichte zu untersuchen. Diese hat zunächst zu einer kleinen, aber vielleicht bezeichnenden Diskussion über das Gründungsjahr des Fachverbands resp. der Gesellschaft geführt. Im Vorstand wie auch unter den hinzugezogenen älteren Fachkollegen hat Uneinigkeit darüber geherrscht, wann und wo die Vereinsgründung stattgefunden hat, denn den einschlägigen Fachorganen ist seinerzeit die Einsetzung einer österreichweiten Fachvertretung keine Erwähnung wert gewesen. Die Aufarbeitung der Vereinsgeschichte ist vorläufig an den erforderlichen Ressourcen gescheitert. 2020 schließlich ist die Namensdebatte neu angestoßen worden. Sie hat mit der Umbenennung im Jänner 2022 ihr vorläufiges Ende gefunden.⁶

Das eine oder andere Mal ist im Zuge all dieser selbstreflexiven Unternehmungen auch die Frage nach der Mitgliederstruktur der Gesellschaft gestellt worden. Allenthalben ist beobachtet worden, dass sich diese im Laufe der Jahrzehnte verschoben hat, und da ist der Schluss mehr als naheliegend, dass damit eine Veränderung des Gefüges einhergeht, die nicht nur Auswirkungen auf die Themensetzungen hat, sondern auch auf die Aufgabenstellungen einer Dachorganisation haben muss. Es mag vielleicht erstaunen, aber gegenwärtig ist es gar nicht leicht, herauszufinden, wer die Mitglieder der Gesellschaft in ihrem fachlichen Verhältnis zueinander eigentlich sind. Der Grund dafür ist abgesehen vom Generationenwechsel wohl

6 Vgl. den Beitrag von Birgit Johler und Klaus Schönberger in diesem Heft.

die Heterogenität innerhalb des Faches. Die Tätigkeitsbereiche der Mitglieder finden mitunter kaum noch Überschneidungspunkte.

Aus dem Selbstverständnis der ÖGEKW heraus wird das Zentrum des Faches von dessen universitärer Vertretung gebildet. Schon in ihren Statuten ist verankert, dass den Vorsitz „ein:e Universitätslehrer:in“ innehaben soll.⁷ Das ist insofern gut begründet, als damit der Auftritt gegenüber außerfachlichen Autoritäten formal legitimiert und von einem anerkannten akademischen Titel getragen ist. Dies ist auch der wohl wichtigste Grund dafür, dass die Universitäten in all den Jahrzehnten in der Gesellschaft tonangebend gewesen sind. Die Vereinsadresse hat nach der jeweiligen Adresse des entsprechenden Universitätsinstituts gewechselt, das dann auch als Drehscheibe für seine Aktivitäten fungiert hat.

Mitglieder können den Statuten nach wie gesagt „alle physischen Personen“ sein, die das Fach absolviert haben und darin tätig sind. Konkret sind das neben Universitätsbediensteten freiberuflich Tätige, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Museen, von Landesstellen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Die relative Vielfalt und häufig fehlende Kontinuitäten, die diese Tätigkeiten charakterisieren, erschweren es, eine halbwegs abgesicherte Erfassung der Mitgliederstruktur vorzunehmen. Mit einiger Sicherheit können nur Universitätsbedienstete ihrem Zweig zugeordnet werden. Dies aber in vielen Fällen auch wieder nur zeitlich begrenzt.

Hinzu kommt, dass es immer schwieriger wird, inhaltlich deutlich gefasste und zuordenbare Tätigkeitsfelder für Absolventinnen und Absolventen zu benennen. Lehrberufe in Landwirtschaftsschulen beispielsweise, einst eine gängige fachliche Berufsoption, spielen überhaupt keine Rolle mehr. Und die seinerzeit selbstgewählte Aufgabe des Vereins, Volkskunde – die Lehre des Kanons zumal – als Fach an Pflichtschulen zu etablieren, mutet heute geradezu exotisch an. Museen und das Ausstellungswesen insgesamt als mögliche Berufsfelder für Absolventinnen und Absolventen des Faches sind demgegenüber stets eine sehr starke Option gewesen. Im Vergleich zum vorgenannten Beispiel haben sie sich trotz der dem Kanon verpflichteten historischen „Last“ ihrer Sammlungen auch als äußerst

7 Statuten der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, § 10 Vorstand und Beirat.

wandlungsfähig erwiesen. Ganz allmählich entwickeln sie sich von nationalistisch gegründeten, regionale Identität stiftenden Institutionen zu wirtschaftlich interessanten Tourismusdestinationen – die aber gleichwohl in stande sind, gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen und gegenüber dem Zustandekommen ihres eigenen Objektbestandes kritische und gänzlich neue Positionen zu beziehen. Dies kann man als vergleichsweise erstaunliche Entwicklungsfähigkeit zur Kenntnis nehmen.

Materielle Kultur?

Dieser Entwicklungsfähigkeit ist es wohl auch geschuldet, dass die Vertreterinnen und Vertreter der Museen die zahlenmäßig wichtigste Gruppe innerhalb der Gesellschaft geblieben sind – noch vor (bzw. neben; ganz eindeutig ist das nicht mehr) den Universitätsbediensteten. Im Museums- und Ausstellungswesen gibt es bis heute – vergleichsweise sehr zahlreich – Beschäftigungsverhältnisse, die von Kontinuität bestimmt sind. Früher sind die Museumsbediensteten bei aller Vorsicht der möglichen Analyse sogar die deutlich stärkste Gruppe gewesen. Die oben beschriebenen Gründe für die inhaltliche Dominanz der Universitäten haben diese Tatsache ein wenig verdeckt. Aber auch inhaltlich, in den Beiträgen zu den österreichischen Volkskundetagungen, ist die museumsorientierte Sachvolkskunde und materielle Kultur stets sehr stark vertreten gewesen. Universitäts- und Museumsbedienstete haben sich gleichermaßen daran beteiligt.

Zuletzt ist das vor mittlerweile zwölf Jahren, auf der Österreichischen Volkskundetagung 2010, zielgerichtet der Fall gewesen. Damals hat sich das Fach mit der „Stofflichkeit in der Kultur“ beschäftigt. Alle drei Tagungen, die seither stattgefunden haben (2013: „Emotional Turn?“⁸, 2016: „Dimensionen des Politischen“⁹, 2021:

8 Matthias Beitzl, Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn? Europäische ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai bis zum 1. Juni 2013. Wien 2016.

9 Johanna Rolshoven, Ingo Schneider (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft [Referate der 28. Österreichischen Volkskundetagung vom 25. bis 28. Mai 2016 in Graz]. Berlin 2018.

„Problematisieren und Sorge tragen“¹⁰), zeigen gemeinsam deutlich die Tendenz des Faches, die eigene Arbeit zu hinterfragen und sich seiner selbst zu vergewissern. Sachthemen sind zurückgetreten und bekommen erst mit der nächsten Tagung, die sich im Frühjahr 2023 mit „Alltag[n] und Kultur/en der Digitalität“ beschäftigen wird, wieder ein Podium. Zumindest im übertragenen Sinn handelt es sich dabei um ein *greifbares* Thema, um ein bemerkenswert hybrides, wenn man es vom Standpunkt der materiellen Kultur aus betrachtet. Es wird interessant sein, zu beobachten, inwieweit das, was herkömmlich unter materieller Kultur verstanden wird, als Petersilröslein zum Schnitzel fungieren oder ganz im Gegenteil mit neuen Akzenten versehen wird. Der Bruch, der da zwischen 2010 und 2013 entstanden ist, wirkt aus heutiger Sicht jedenfalls sehr abrupt. Zu einer systematischen Diskussion über die fachliche Position hat er trotz dreier selbstreflexiv angelegter Tagungen aber noch keinen Anlass gegeben.

Oberflächlich besehen ist die Repräsentanz der Museen in der ÖGEKW nach wie vor stark. Die Hälfte der Vorstandsmitglieder ist in Museen beschäftigt, und auch in ihrem Beirat sind dies drei von acht – mehr als Universitätsbedienstete. Aber dieses Verhältnis spiegelt eine historische Mitgliederstruktur wider. Die einst stärkste Berufsgruppe nimmt nämlich kontinuierlich ab. Stellt man die Eintritte den Austritten und Streichungen im Mitgliederverzeichnis gegenüber, dann zeigt sich diese Tendenz deutlich. Aktive Mitglieder (eine zugegeben gewagte Kategorisierung) aus dem Museumbereich sind in den vergangenen Jahren überhaupt sehr rar geworden. Meiner Wahrnehmung nach handelt es sich fast exklusiv um die Vorstands- und Beiratsmitglieder. Wer darüber hinaus Mitgliedsbeitrag bezahlt – so meine Behauptung –, tut dies gewöhnlich aus Gründen der Reminiszenz oder persönlicher Kontakte wegen, die man nicht düpiieren möchte. In Zahlen wird dieser Befund sicherer, wenn man versucht, das Verhältnis der Bediensteten der österreichischen Freilichtmuseen zur ÖGEKW zu analysieren. Diese sind nämlich durch ihre ehemals zweifelsfrei der Volkskunde zugeordnete Profession und andererseits

10 Problematisieren und Sorge tragen. Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens. 29. Österreichische Volkskundetagung, 6. bis 8. Mai 2021. Tagungsband in Vorbereitung.

durch einigermaßen klare Zugehörigkeit zum Beschäftigungszweig Museum relativ klar strukturiert. Mutig formuliert, sind vor wenigen Jahrzehnten sämtliche Volkskundlerinnen und Volkskundler, die in einem der von der öffentlichen Hand getragenen Freilichtmuseen beschäftigt gewesen sind, auch Mitglieder der Gesellschaft resp. des Fachverbands gewesen. Umgekehrt sind die akademisch gefassten Stellen in Freilichtmuseen auch ausschließlich von Volkskundlerinnen und Volkskundlern besetzt gewesen. Das ergibt eine 100-prozentige Übereinstimmung zwischen ÖGEKW und österreichischen Freilichtmuseen und erklärt sich auch wohlbegründet aus der Fachtradition heraus.

Aktuell aber stellt sich die Situation gänzlich anders dar. Die Mitglieder der Gesellschaft, die in einem Freilichtmuseum arbeiten, kann man mittlerweile an einer Hand abzählen. Es lässt sich prognostizieren, dass ihre Zahl demnächst gegen Null gehen wird. Bei genauem Hinsehen ist das auch gar nicht überraschend. Die Schnittmengen zwischen der Ausbildung im Fach und den Anforderungen an die Tätigkeit in einem Freilichtmuseum sind schon früher verloren gegangen. Die einst selbstverständliche Forderung an die Universitäten, mit ihren Studentinnen und Studenten historische Bauaufnahmen durchzuführen, würde heute fast ähnlich befremdlich anmuten wie das oben genannte Beispiel von der Volkskunde als Pflichtfach an Schulen. Umgekehrt sei aber auch die Frage gestellt, ob Freilichtmuseen überhaupt noch einer wissenschaftlich begründeten Standesvertretung bedürfen. In der öffentlichen Wahrnehmung handelt es sich bei ihnen längst um touristische Destinationen und nicht um wissenschaftliche Institutionen. Es deutet manches darauf hin, dass ihr Selbstverständnis dieser Wahrnehmung mit stetig abnehmendem Widerstand Folge leistet. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür bietet der Vergleich der Auflagen des Führers durch das Österreichische Freilichtmuseum Stübing. Dieser ist ursprünglich zwischen 1970 und 1985 vier Mal immer wieder leicht adaptiert aufgelegt worden¹¹ und jüngst, 2021, gänzlich

11 Hier vor allem verwendet: Viktor Herbert Pöttler: Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 5), 3., erweiterte Auflage 1978. Stübing 1978.

neu gestaltet wieder erschienen¹². Die alten Ausgaben sind vor allem durch die Hinzunahme von Beschreibungen jeweils neuer Objekte sukzessive erweitert worden. Inhaltlich bieten sie reichhaltige Erläuterungen zur Translokation von Gebäuden, zur Bauforschung und zur Gefügekunde, sowie Zeichnungen von Wirtschaftsgeräten und im Anhang einen ausführlichen Sachindex. Die Beschreibungen gehen streng typologisch und wirtschaftshistorisch vor und sparen nicht mit bautechnischen Details. An dieser Grundkonzeption orientiert sich auch die Neufassung von 2021. Aber in den Details ist sie reduzierter, Skizzen und Zeichnungen sind sparsamer eingesetzt. Die Grundrisse der Gebäude sind aus dem alten Führer verkleinert übernommen; wenn aber ein Objekt zwischenzeitlich neu aufgestellt worden ist, so hat man darauf verzichtet, einen neuen zu zeichnen. Dafür wird den Fotografien deutlich mehr Aufmerksamkeit gewidmet: Die Objekte sind pittoresk in Szene gesetzt und nicht selten mit Blumen, in der Einleitung auch mit werkenden und Tracht tragenden Personen garniert. Kurztexte mit kleinen Tipps und historischen Sachgeschichten lockern das Layout zusätzlich auf. Die aktuelle Publikation ist im Stil eines professionell gemachten Reiseführers gestaltet. Aber indem er diesen Weg wählt, desavouiert er bis zu einem gewissen Grad auch die wissenschaftliche Arbeit früherer Jahrzehnte. Dies etwa, wenn offenkundig unreflektiert ein Begriff wie „Lebenskultur“ eingeführt wird¹³ oder eine baukundliche Erläuterung um der bloßen Vereinfachung willen inhaltlich ungenau bzw. unkorrekt ist.¹⁴

12 Egbert Pöttler, Michaela Steinböck-Köhler, Reinhard Tuder: Österreichisches Freilichtmuseum Stübing (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseum, 25). O. O. 2021.

13 Ebd., S. 7.

14 Als kleines, aber vielleicht bezeichnendes Beispiel dafür, wie aufwendig erhobene Forschungsergebnisse aus früheren Jahrzehnten verloren gehen, sei der Hinweis auf die Verbreitung von Heuharpen im Alpenraum herangezogen. Im aktuellen Museumsführer, Seite 160 f, ist dazu zu lesen. „Auch in Slowenien, Osttirol und bis zu den östlichen Schweizer Kantonen findet sich diese Konstruktionsform.“ Dass es sich bei Heuharpen um ein nur alpensüdseitig anzutreffendes Phänomen handelt, wird damit gänzlich negiert. In den neben Graubünden östlichsten Kantonen der Schweiz, Appenzell und Sankt Gallen, hat es solche nämlich zu keiner Zeit gegeben. Die ursprüngliche, auf vergleichender Forschung basierende Formulierung lautet aber: „In den Alpen finden wir Harpen von Slowenien über Kärnten, Osttirol, das Vorderrheintal in Graubünden, den oberen Tessin

Der Vergleich zwischen den Museumsführern, die wohl-gemerkt jeweils das fast identische Museum beschreiben, zeigt im Brennglas die jeweils zugrunde liegende Leitidee in ihrer zeitlichen Distanz von wenigen Jahrzehnten: Hier ist die dahinterstehende herrschende Leitkultur bürgerlich-national orientiert. Sie kommt von der Kulturräumforschung her. Ihre Legitimation bezieht sie aus dem Anspruch, ihre Klientel einem bürgerlichen Kanon gemäß zu bilden und zu heimatverbundenen Staatsbürgerinnen und -bürgern zu erziehen. Dort ist die dahinterstehende Leitkultur eine wirtschaftlich-touristische. Ihre Legitimation bezieht sie aus dem Anspruch, ihrer Klientel eine vergangene Kultur zu vermitteln und sie ganz allgemein zu unterhalten. Auch definiert sie sich weit mehr als ehedem durch die Zahl ihrer Besucherinnen und Besucher.

Andere volkscundliche Museen sind in ihrer Gesamtheit strukturell zu komplex, als dass eine gleichermaßen stringente Analyse möglich wäre, aber tendenziell bestätigt ihre Entwicklung in der jüngeren Vergangenheit, was hier exemplarisch über Freilichtmuseen gesagt wird. Auch sie werden nach ihren Besuchszahlen beurteilt. Wissenschaftliche Arbeit und also auch die Verankerung in einer einschlägigen Dachorganisation bindet ökonomisch wertvolle Ressourcen, wird von vorgesetzten Stellen selten gefördert, im besten Fall geduldet, und gerät neben der Aufgabe, als Event-Destination zu dienen, zur allenfalls angenehmen Begleiterscheinung.

Und was nun?

ICOM, die weltweite Dachorganisation der Museen, hat sich nach jahrelangen Diskussionen erst im vergangenen August zu einer

bis in den Wallis [sic]" (siehe Anm. 13, S. 125; vgl. auch: Viktor Herbert Pöttler: Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum [= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 12], 4., erweiterte Auflage 1985. Graz 1985, S. 141). Eine verkürzende Formulierung wäre in einem herkömmlichen Reiseführer zulässig, aber auch dort sollte man das Tessin und das Wallis nicht unter „den östlichen Schweizer Kantonen“ führen. In einer wissenschaftlich fundierten Publikation, als die sich die früheren Auflagen verstanden haben, wäre diese Formulierung auch insofern problematisch, als sie klimatische, topografische und wirtschaftshistorische Gegebenheiten ignoriert bzw. falsch transportiert.

Definition von „Museum“ geeinigt. Für uns hier ist interessant, dass ein 2020 vorgelegter Vorschlag zu heftigem Streit geführt hat. Diesem gemäß sollten Museen demokratisierende, inklusive und polyfonische Orte für kritische Dialoge über Vergangenheiten und Zukünfte sein. Womöglich hätte diese Definition sogar zu einer Spaltung der Dachorganisation führen können. Der mit Vehemenz vorgetragene Einwand dagegen hat gelautet, dass eine solche Definition zu zeitgeistig sei und das kulturelle Erbe als Grundlage des Museumsgedankens nicht berücksichtige. Nunmehr hat man sich auf eine Definition einigen können, die dem Rechnung trägt, bislang aber nur in einer englischen Version vorliegt.¹⁵ Es wird wohl wieder einer Reihe von Diskussion bedürfen, bevor diese ins Deutsche übersetzt ist.

Dieser kleine Exkurs soll das Dilemma zeigen, in dem die Museen insgesamt derzeit gefangen sind. Für das Fach Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft gibt es keine Definition, aber wenn man seinen Themensetzungen im Hinblick auf die Museen folgt, dann tendiert es eindeutig zu deren 2020 vorgeschlagener Definition. Bei dieser fände sich das Universitätsfach wohl wieder. Auch die Volkskundemuseen in Wien und Graz und so manche Regionalmuseen reflektieren diese in ihrer rezenten Arbeit. Deren Hypothek aber sind ihre Sammlungen, auf denen sie letztlich ihr Selbstverständnis gründen. Für diese sind sie verantwortlich, diese müssen sie bewahren, ausstellen, beforschen und vermitteln. Nicht zuletzt in einem Umfeld, das sich immer mehr als digitalisiert und also immateriell zeigt, wird das zunehmend schwieriger. Das Universitätsfach tut sich damit viel leichter. Es macht digitale Kulturen zum Thema, hat aber wenig Anlass, diese auch auszustellen. Folgerichtig entfernt es sich von seinem ehemaligen Berufsfeld Museum, nicht anders als dies im Falle anderer Berufsfelder zuvor auch schon recht friktionsfrei der Fall gewesen ist. Beide suchen sich jeweils andere Bezugspartner. Die

15 „A museum is a non-for-profit, permanent institution in the service of society that researches, collects, conserves, interprets and exhibits tangible and intangible heritage. Open to the public, accessible and inclusive, museums foster diversity and sustainability. They operate and communicate ethically, professionally and with the participation of communities, offering varied experiences for education, enjoyment, reflection and knowledge sharing.“

Absolventinnen und Absolventen der Universitäten haben offenkundig ein viel weiteres Feld an Beschäftigungsmöglichkeiten gefunden, die Museen rekrutieren ihren Nachwuchs in Zukunft aus anderen Fächern oder – naheliegend – nicht einmal mehr von den Universitäten, sondern von Fachhochschulen oder aus schwer fassbaren Quereinstiegs-Feldern, der Denkmalpflege etwa. Einzig den Umstand, dass dadurch die innerfachlich wohlgeübte Reflexionsfähigkeit über die Provenienz seines Gegenstandes und zumal seiner wortwörtlichen Gegenstände verloren geht, nehme ich mit Bedauern zur Kenntnis. Denn die kritische Frage nach den Sammlungsintentionen und nach dem gesellschaftlichen Stellenwert des je eigenen Museums habe ich in früheren Jahrzehnten als gut geübte Wacht über die eigene Sammlungstradition erfahren.

Indem sich die akademische Volkskunde – die Europäische Ethnologie und die Empirische Kulturwissenschaft – von seinen Museumsvertreterinnen und -vertretern verabschiedet, kann das für ihre Identität vielleicht sogar hilfreich sein, denn unter dem gemeinsamen Dach mit den Museen ist ihr eine zunehmend größer werdende Hypothek erwachsen. Die zyklisch auftretenden Namensdebatten, die den Fachverband resp. die Gesellschaft aufgrund ihrer weit gefächerten Struktur im Vergleich zu den Universitäten relativ spät erfasst haben, werden sich auf absehbare Zeit beruhigen. Noch ist es nicht ganz so weit. Im Zuge der Namensdebatte 2021 ist die Frage der Umbenennung außer Zweifel gestanden. Leidenschaftlich, aber zugleich eher unterschwellig ist es im Prozess der Namensfindung vor allem um die Frage gegangen, ob der Begriff „Volkskunde“ überhaupt noch im Namen aufscheinen solle. Für die historisch gewachsenen Sammlungen der Museen ist er wohl notwendig. Indem sich Fach und Museen voneinander entfernen, wird er für das Fach obsolet werden, und den meisten der Museen wird das wahrscheinlich auch egal sein. Es wird sich lediglich die Frage stellen, wer ihre Sammlungen inhaltlich betreut und sachgerecht interpretiert.